

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1908

166 (20.7.1908) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 58

Ferien für die Arbeiter.

Die „Meiszeit“ hat begonnen. Die bürgerlichen Mütter sind angefüllt mit Empfehlungen von Sommerfrischen, Seebädern, Seefahrten usw., aus den Betschreiben werden nur noch Schlüsse gezogen auf den Verlauf der Wadefaison, an den Bahnhöfen wimmelt es von Reisenden, und die Büge sind täglich überfüllt. Die Drohnen der Gesellschaft, welche den Winter in Italien, an der Riviera, in Aegypten oder Mexan verbracht oder auf Wällen und anderen Gesellschaften der G. Hstakt sich überanstrengt haben, suchen um diese Zeit die fashionable Kurorte auf; aber auch alle anderen Angehörigen der bestehenden Klassen, Männer und Frauen, jung und alt, und wer es nur einigermaßen ermöglichen kann, gehen auf einige Wochen oder wenigstens Tage aufs Land, in die Berge, an die See, sich zu erholen, ihre Gesundheit zu stärken oder sich zu amüsieren. Auch kleinere Beamte mit ihren Familien, Lehrer, Geschäftleute können sich eine Erholung im Sommer gönnen. Nur eine Klasse der Bevölkerung ist, von einer einzigen Minderheit, die als Ausnahme gelten muß, abgesehen, von den Ferientreibern ausgeschlossen: die Lohnarbeiter!

Wohl hat bereits eine Anzahl Unternehmer, Staatsbetriebe und Gemeinden einige Tage Ferien für die Arbeiter unter Fortbezahlung des Lohnes eingeführt. Aber die Zahl dieser Arbeiter, welche überhaupt Ferien bekommen, ist sehr gering. Und die meisten von ihnen können die Ferien nicht zu einer wirklichen Erholung ausnützen, weil ihnen die Mittel dazu fehlen, ganz abgesehen davon, daß die Ferienzeit in den meisten Fällen auch zu kurz ist. Die allgemeine Einführung von Sommerferien für die Arbeiter und die Schaffung der Möglichkeit, die Ferien auch zu einer wirklichen Erholung und Erfrischung — körperlich und geistig; — benutzen zu können, sind aber ein sozialpolitisches Problem von größter Wichtigkeit.

Der Wert der Sommerferien und der Ferienreisen liegt vielleicht noch mehr auf dem seelischen als auf dem körperlichen Gebiete. „Einmal ausspannen“, einmal aus der Tretmühle herauskommen“, heißt vielmehr: einmal eine Abwechslung haben, einmal ganz Mensch — frei, ungebunden — zu sein, als frei von körperlicher Anstrengung. Wer Tag für Tag, Jahr für Jahr, sein ganzes Leben hindurch an eine gleichmäßige Arbeit gebunden ist, ohne Abwechslung, ohne längere Erholung, immer in Abhängigkeit arbeitend, der wird mit der Zeit seelisch krank, wenn er scheinbar auch körperlich gesund bleibt, niedergedrückt, das Leben wird ihm zur Last. Einige Wochen Ferien im Sommer, mit einem Wechsel des Aufenthalts und der Lebensweise, bedeuten eine Unterbrechung der Eintönigkeit, von der viele Menschen das ganze Jahr hindurch zehren können. Weniges kann hier viel erreichen. Und mit den allgemeinen Ferien für die Arbeiter könnte deren Lebensglück ganz wesentlich gesteigert werden. Ein ganzes Leben hindurch in einer Fabrik arbeiten, einen Tag wie den andern, im gleichmäßigen Takt mit der Maschine, selbst Maschine sein, zehn Stunden täglich, 300 Tage im Jahre, täglich in staubiger, feinstiger Luft, unter den Augen eines Antreibers und Aufsehers, bei Mager und lärglichem Lohne; die gleiche Eintönigkeit im Hause, im Leben, 20, 30, vielleicht 40, 50 Jahre lang, das ist ein jämmerliches Leben, selbst wenn der Verdienst nicht besonders gering ist und der Arbeiter gesund bleibt. Paul Göhre — ein kräftiger, gesunder Mensch — hat als junger Theologe einmal drei Monate in Chemnitz als Fabrikarbeiter gearbeitet, um das Leben der Arbeiter zu studieren. Ränger als drei Monate hielt er es, wie er selbst eingestand, nicht aus. Das seelische Empfinden der Arbeiter hat er aber dadurch an seiner Person nicht studieren können, denn es ist etwas ganz anderes, zu wissen, daß diese Arbeit und dieses Leben nur vorübergehend sind, als zu wissen: so geht es das ganze Leben hindurch, ohne Aussicht auf Aenderung. Diese Arbeit und dieses Leben im Jahre wenigstens einmal auf einige Wochen fliehen und einmal auch „ganz Mensch“ sein zu können — das würde ein Sonnenschein in das düstere Leben der Proletarier bedeuten! Selbstverständlich ist die Frage der Ferien für Arbeiter sehr

stark auch eine Lohnfrage. Ein sehr gut bezahlter Arbeiter kann sich die Mittel eventuell sparen, um im Sommer eine Woche zu verreisen, vorausgesetzt, daß der Unternehmer die Ferien gestattet, während das Gros der Arbeiter nicht in der Lage ist, das zu tun. Aber was hier getan werden kann, wenn der gute Wille dazu vorhanden ist, das zeigt England. In England werden oft eine Woche oder zehn Tage Ferien zu Weihnachten oder zu einer anderen Zeit gegeben, das letztere bekanntermaßen im August in der Lancashire Baumwollindustrie. Im Oldhamer Bezirk zahlten die Arbeiter ein Bestimmtes die Woche in ihre Kasse ein und heben dann das ganze Geld für die sogenannte „Watres week“ im August ab. Die Fabriken schließen dann am Samstag und werden erst am Montag nach acht Tagen wieder eröffnet. Die Arbeiter gehen alle an die See. Diese Ferien sind durch gegenseitige Uebereinkunft von den Arbeitgeberverbänden und Gewerkschaften ausgemacht und in den offiziellen Lohnverträgen vorgesehen. Im Jahre 1903 wurden allein in Oldham von den Arbeitern 180 000 Pfund Sterling, 3 600 000 Mark, aus dem Fonds zur Badereise entnommen, in den sie das Jahr hindurch gesteuert haben. Auch in anderen Teilen Englands haben sich diese Badereisen der Arbeiter eingebürgert und bestimmte Seebäder sind ganz auf den Besuch der Arbeiter eingerichtet. Auch von Amerika wird berichtet, daß die Sommerfahrten der Arbeiter an die See sich teilweise einbürgern.

Möglich ist also sehr wohl, auch heute schon Sommerferien für die Arbeiter einzuführen und den Arbeitern einen Ferienaufenthalt auf dem Lande, im Gebirge oder auf der See zu ermöglichen. Aber es muß auch noch anderes geschehen, als nur die Bewilligung der Ferien durch die Unternehmer; die Organisierung eines billigen Ferienaufenthalts, am Meere, in Gebirgsgegenden, auf dem Lande, und eventuell die Schaffung der Geldmittel durch besondere Klassen. Hier bietet sich noch ein ziemlich unbearbeitetes Feld zur Hebung der Lage der Arbeiter. Neben der Verkürzung der Arbeitszeit und Erringung eines auskömmlichen Lohnes muß also auch die Forderung gestellt werden, alljährlich einmal „ausspannen“ zu können.

Der Schwindel.

(Schluß.) Da verschwand er in einer tief eingerissenen Rinde, die wie eine Art Höhle aussah. Das machte mich ruhiger. Dort konnte er ausruhen. Nun ging ich ans Pflieden. Von der Schraube herab winkte das ehle Weiß. Aber ich wurde gestört. Die ganze Rothornwand fing auf einmal von oben her zu glühn, wie von innerem Feuer erfüllt. Immer tiefer senkte sich die Glut herab. Die Sonne ging im Osten auf. Ich vergaß, über dieses heilige Schauspiel den Menschen da droben, und die Ebelweiß. Ueber eine halbe Stunde mochte so vergangen sein. Er ruht lange aus, dachte ich. Auf einmal ein Gefatter und ein Pfeifen von kleinen Steinen und ein Gepolter von größeren. Gleich darauf fährt ein dunkler Körper im Bogen durch die Luft und schlägt tief unten auf einem breiten Felsband dumpy auf. Kein Schrei, kein Laut. Dort bleibt er liegen, regungslos. Ich kann nicht sagen, was ich in diesem und den nächsten paar Augenblicken getan habe. Ich weiß es nicht. Ich habe keine Ahnung mehr davon. Aber als die Rähmung des Schrecks vorüber war, mußte ich nur eines: daß ich hinab mußte und zwar sofort. Ich sah den Körper unten liegen, zwischen zwei Büschen Alpenrosen. Ich rief. Ich schrie. Keine Antwort. Der Weg hinunter war nicht schwer. Es ging durch einen Streifen zertrümpelter Zirbelkiefern. Da ist keine Gefahr. Ich war auf einmal wieder ganz kalt und ruhig geworden. Das ist gewöhnlich so, wenn man einer tollendeten Landschaft gegenübersteht. Aber unten war doch zunächst noch eine Schwierigkeit zu überwinden, bevor ich auf das etwa drei Meter breite Band kam, wo der Körper lag. Der Weg dahin ging über ein ganz schmales, kaum meterbreites Band mit feinem grünem Berggras gepflastert und überhängendem Fels. Ich bin nicht zu Schwindel geneigt, aber doch auch nicht das, was im Berg-

goldenen Mang der 200 Millionen im Ohr empfinden, die von den singenden Milliardestöchtern auf der Wähne verköpft werden.

Zur Abhilfe der Entvölkerung in Frankreich macht in der „Patrie“ ein „alter Patriot“ folgenden Vorschlag: Verdoppelung der Steuern für jeden Mann, der vom einundzwanzigsten Jahre an, Verdreifachung für jeden, der vom fünfundzwanzigsten Jahre an nicht verheiratet ist. Dann folgt die Verdreifachung für den Bürger, der mit dreißig Jahren noch nicht unter dem Pantoffel steht, und Verfünffachung für den vierzigjährigen Hagestolz, der nicht wenigstens eine Witwe adoptiert hat. Wiederum Verdoppelung der Steuern für einen Mann, der nach fünfjähriger Ehe kinderlos ist, und Verdreifachung für denjenigen, der nach zehnjähriger Ehe keine Kinder hat. Entlastung von aller Steuer für die mit wenigstens vier Kindern segneten Eltern und Gewährung eines Jahresbeitrages an jede unbemittelte Familie mit wenigstens fünf oder sechs Kindern. Ferner soll ein sechsundzwanzigjähriger Junggeselle zu einem weiteren sechsmonatigen Aufenthalt in der Kaserne herangezogen werden, der dreißigjährige zu einem Jahr und der fünfunddreißigjährige ebenfalls noch zu einem Jahr und dies in einer möglichst entlegenen Garnison.

Literatur.

Der Einfluß des Waldes auf das Klima und die Menge der Niederschläge wurde in früheren Zeiten und wird auch noch jetzt in Latentkreisen sehr hoch eingeschätzt. Genaue Untersuchungen sind durch namhafte Gelehrte und Fachmänner in den letzten Jahren hierüber angestellt worden und haben zu überraschenden Resultaten geführt, die geeignet sind, jene allgemeine Ansicht in wesentlichen Punkten zu modifizieren, ja teilweise sogar als irrig zu erweisen. Eine Autorität auf diesem Gebiete, Herr Professor Dr. A. Schwappach von der Kgl. Forstakademie Eberswalde nimmt zu dieser wichtigen Frage Stellung in einem hochinteressanten, reich illustrierten Aufsatze über Wald- und Forstwirtschaft, den Hans Kraemer in seinem grandiosen Monumentalwerke „Der Mensch und die Erde“ (Deutsches Verlagshaus Wong u. Co., Berlin W. 57, — Lieferung 60 Pf.) in der sich durch Gediegenheit des Textes und glänzende Illustrierung auszeichnenden Abteilung „Der Mensch und die Pflanzen“ veröffentlicht. Professor Schwappach gibt in seinem alle Erscheinungen der Wald- und Forstwirtschaft auf der ganzen Erde erschöpfenden Beitrage nicht nur eine Geschichte jenes Glaubens an den Einfluß des Waldes auf Temperatur, Regenmenge, Feuchtigkeit, Verhütung von Ueberschwemmungen, Gefundheitsaufstand usw., sondern stellt sich auch auf Grund der modernen Forschungen, unter sorgfältiger Berücksichtigung aller in Betracht kommenden Faktoren die Wahrheit fest — eine Untersuchung, die bei der speziellen Vorliebe des Deutschen für den Wald von allgemeinstem Interesse ist.

Aus den Witzblättern.

„Simplicissimus.“ Von der Südbahn. „Es is auffallend, man kann machen, was man will, ganz unterdrücken laßt sich der Verkehr doch net.“ — Im Dreieck. „Warum willst du deshalb heiraten? Das bißchen Junggesellensteuer wird mein Mann schon für dich bezahlen.“ Milliardäre. „Sie kommen nächstes Jahr nicht wieder nach Europa, Miß Astor?“ — „Nein. Papa verträgt so schwer den Armeleutgeruch der europäischen Finanzwelt.“ Eine schwierige pädagogisch-ethische Frage hat ein Berliner Antiquariat auf verblüffend einfache Weise gelöst. Ich las dort folgenden Anschlag: „Was sind wir unseren Kindern schuldig? Früher 7,50 M., jetzt nur noch 3,50 M.“ Anlässlich des Besuches des Kronprinzenpaares in Rfln fand abends große Rheinflottenparade und Beleuchtung mit Feuerwerk am Rhein statt. — Wegen des strömenden Regens hatte die Menge die Schirme aufgespannt und es war wenig zu sehen, als man plötzlich im dichten Gedränge eine weinerliche Mädchensstimme vernahm: „Und darüber sollen wir morgen einen Aufsatz schreiben!“

Allerlei.

Die Anatomie des Löwenmenschen. Der Wiener Arzt Dr. Groß hat in der Wiener medizinischen Gesellschaft verschiedene Einzelheiten über den u. a. auch in Berlin öffentlich als „Löwenmenschen“ bezeichneten 17jährigen Russen „Byonel“ mitgeteilt. Der gesamte Körper ist, abgesehen vom Kopfe, der seinen normalen Haarwuchs aufweist, mit langen feinen Haaren bedeckt, deren Wachstumsrichtung, besonders im Gesicht, dem Haarleib des neugeborenen Kindes ähnlich ist. Darnach sind Aesolen und Zähne rudimentär entwickelt. Byonel hat nur zwei den Schneidezähne entsprechende Zähne im Oberkiefer. Ähnliche Verhältnisse sind bei Hunden mit anormaler Behaarung beobachtet worden. Mißbildungen wie die des „Löwenmenschen“ sind recht selten. Bartels hat nur 24 Fälle nachweisen können. Einer der ältesten ist die aus den Eltern, zwei Knaben und einem Mädchen bestehende Familie, die Plater im Jahre 1583 gemalt hat. Bemerkenswert ist, daß die Mehrzahl der Fälle der slawischen Rasse angehört.

Eine erschütternde Scene spielte sich jüngst in früher Morgenstunde in der Alexanderstraße zu Berlin ab. Ein Tischler N. aus der Prinzenstraße vermählte seit 6 Wochen seine 17 Jahre alte Tochter. Vergelblich suchte er sie überall, bis er erfuhr, daß sie in niederliche Gesellschaft geraten sei und nachts Bouillonkeller im Alexanderplatzviertel besuche. Von einem Freunde begleitet, machte er sich am Samstag spät abends auf den Weg, die Mißrathene zu ermitteln. Endlich erfuhr er, daß sie sich in einem Bouillonkeller in der Alexanderstraße aufhalte. Während sein Freund in den Keller hineinging, wartete N. in der Haustür-Nische nebenan. Endlich um 4 Uhr morgens kam seine Tochter mit zwei jungen Burischen heraus. Klopfenden Herzens, aber äußerlich ruhig, trat er auf sie zu, nannte sie beim Vornamen und sagte nur: „Mutter wartet auf dich!“ Mit einem markerschütternden Aufschrei wandte sich das Mädchen dem Vater zu und folgte ihm weinend nach der Droßle, die die verlorenen Gemeine dem Elternhause wieder zuführte.

Ein gefährlicher Liebhaber. Ein Afrikareisender Adler berichtet einen merkwürdigen Vorfall: Ein Gorilla hatte die Frau eines schwarzen Soldaten geraubt und in den Wald geschleppt. Der Chef des Militärpostens, ein Leutnant, unternahm darauf einen Kriegszug gegen den Affen, den man mit Eifer verfolgte, aber lange nicht finden konnte. Erst nach acht Tagen war er eingekreift und getödtet. Das Weib befand sich noch am Leben: der Affe hatte die ganze Zeit über sein Opfer bewacht, mit Nahrung versehen und mit seinen „Zärtlichkeiten“ bedacht. Es starb aber nach drei Tagen infolge der ausgestandenen Schreden und Weiden. Tatsache ist, daß fast überall in Afrika, wo große Affen, wie Schimpanse und Gorilla, haufen, die Eingeborenen ihnen nachsagen, sie hätten es auf Weiber abgesehen und raubten sie gelegentlich.

Gedrucker Mißschmerz. Dem Kunstwart wird die folgende Bondolenzlarte zugesandt, die gedruckt ist: „An dem herben Verluste, der Sie betroffen hat, nehmen wir innigen Anteil und gestatten uns die aufrichtigsten Beileidsbezeugungen auszusprechen. Dr. A. V. und Frau.“ So ist es recht. Gedruckte Glückwünsche in allen Abshattungen der Herzlichkeiten hatten wir ja schon lange. Nun kann man auch den Mißschmerz samt der „Gerbheit“ der fremden Verluste und „Innigkeit“ und „Aufsichtigkeit“ der eigenen Gefühle das Laufend zu festem Saße aus der Buchdruckerei beziehen. Hoffentlich gibt es bald Beileids-, Mißfreude- und sonstige Herzlichkeits- und Innigkeitslieferungs-Automaten in Restaurants, Bahnhöfen und Konditoreien, damit der einzelne sich nicht ein gar zu großes Lager von Gemütsausdruck zulegen muß.

Der Chor der Millionärstöchter. „Millionärstöchter Amerikas vereinigt euch!“ So könnte man den kategorischen Imperativ des internationalen Proletariats umkehren, wenn man hört, daß sich einer Meldung aus Chicago zufolge dort ein Chor gebildet hat, der nur aus Millionärstöchter besteht. Die Erbinnen reicher Väter, die sich in diesem Chor zusammengefunden haben, repräsentieren eine Mitgift von nicht weniger als 200 Millionen Mark. Die Gesellschaft von Chicago wird also, wenn in den nächsten Tagen die Dilettantenaufführung der „Piraten von Penzance“ — eines echt amerikanischen Sing- und Mißstücks — über die Bretter geht, im letzten Akt nicht nur den Schmelz der silberhallen Chorstimmen hören, sondern auch den

Belgerstimm ein „Homer Sänger“ genannt wird, d. h. einer, der nie versagt. Aber schließlich, — da drüben lag einer, der viel leicht noch lebte. Auf allen Werten hing ich an hinüberzuleben. Links von mir ging's steil in die Höhe und etwa 1 1/2 Meter hoch hing der Fels über; rechts ging es ebenso steil in die Tiefe. Das ist nicht ängstlich, wenn man seine fünf Sinne beieinander hat. Und noch dazu den feststen, den man Gleichgewichtssinn heißt. Er soll hinter dem Ohr am Trommelfell liegen. Ich weiß es nicht. Aber soviel weiß ich, daß man in jener Gegend und dann später im Hals ein unsagbar angstvolles Gefühl bekommt, wenn man schwindlig wird. Diese grauenhafte Empfindung über-raschte mich gerade, als ich von dem schmalen Band aus hinüber auf das breite Gebirge konnte, und entdeckte, daß ich mich geirrt hatte. Es war ein großes flaches und schmales Felsstück, das oben herunter gekommen war. Ich hätte es von oben mit dem Glas sehen können. Aber daran hatte ich im Schreden nicht gedacht. Die Gewissheit, daß ich mich getäuscht hatte, brachte mir gar keine Erleichterung. Ich lauerte auf dem Grasband mit dem Bewußtsein, daß Vernichtung mein Los war. Eine kleinere Empfindung lähnte die Beine. Jetzt ein Schlud Cognac. Aber ich wagte keine Hand nach dem Nachschub hin zu rühren. Mit den Fingern kratzte ich mich im Gras fest. Langsam kam es und immer stärker, das Gefühl, keinen Halt mehr zu haben und stürzen zu müssen. Mein Körper hatte zwar reichlich Platz auf dem vollständig horizontalen Grasband, allein davon wußte ich nichts mehr. Ich spürte den kalten Schweiß aus allen Poren dringen. Blöcklich war es mir wie durch ein Wunder klar, daß ich ja ganz sicher liegen und gar nicht abstürzen könne, wenn ich mich nur ruhig verhielte. Da schließlich aber ein unheimlicher Drang in mich, mich über das Band zu wälzen und hinabzustürzen. Ein wahnwitziger, schrecklicher Zwangsgedanke. Ein lauter Schrei machte mir Luft. Von oben her kam ein heller Jodler als Antwort. Das war wie eine Erlösung. Der Mann wich. Langsam, vorsichtig rutschte ich rückwärts auf dem Bauch und mit leise gestimmten Knien das Band zurück. Ein kleiner Ruck, dann Ruhe, dann wieder ein Ruck. Ich brauchte etwa eine halbe Stunde zu den zehn Metern. Es ist die schwerste halbe Stunde in meinem Leben gewesen.

Nach einem kurzen Ausspannen machte ich mich wieder durch die Zirbelkiefern aufwärts. Der Senn kam mir entgegen. Den Hut ringsum mit Duhenden von Edelweiß bestückt und noch alle Knopflöcher voll von den weißen Sternen. Gefagt hab ich ihm nichts. Er hätte mich ausgelacht. Mit dem Seil haben wir's dann gelassen. Er hatte zweihundertvierzehn der schönsten Sterne. Ich siebzehn. Das reicht für den Kranz.

A. Hendrich.

Die Verschmelzung von Arbeiter-Gesangvereinen.

Von Eugen Thari.

(Nachdr. verb.)

(Schluß.)

Noch höher als alle materiellen Vorteile stehen die künstlerischen. Wieviel mehr mit einem großen Chor zu erreichen ist als mit einem kleinen, ist so klar, daß man darüber kaum Worte zu verlieren braucht. Ein Teil der einschlägigen Er-wägungen hat ja zur Bildung der Sängerkörde geführt. Nun können diese, wie schon gesagt, da sie die Mitglieder nicht immer zu Proben zusammen haben, nicht das leisten, was einem ein-zelnen großen Verein zu vollbringen möglich ist. Die ständige Anwesenheit einer großen Anzahl von Sängern bei den Proben gibt dem Dirigenten ein ganz anderes Arbeitsfeld. Die ein-zelnen Stimmgattungen lassen sich besser ausgleichen, die Stimmdisziplin, d. h. die Unterordnung des einzelnen Sängers unter die Masse seiner Stimmkollegen, kann besser herangebildet werden, die Atemführung läßt sich besser handhaben usw. Es ist ein altes, nie zu beseitigendes Uebel, daß es in jedem Verein minderbegabte Sänger gibt, solche, die entweder musikalisch schlecht beschlagen sind oder deren Stimmen mindertwertig sind. Zwei oder drei solcher Sänger können den Erfolg einer Konzertaufführung in Frage stellen, wenn sie nicht durch eine größere Zahl von Mitsängern gedeckt werden. Das ist unmöglich bei kleinen Chorbereinen von 20 bis 25 Mitgliedern. Auch bei etwas größeren Vereinen hat der Dirigent oft seine liebe Mühe, daß der Gesangsleiter solcher Mitglieder nicht allzu gefährlich

wird. Oder ist zum Ausgleich nur der große Verein, der die Möglichkeit bietet, durch eine größere Zahl von tüchtigen Sängern die Schwächen der anderen zu verdecken. Aber auch wenn nur gute Stimmen vorhanden sind — ein Umstand, der bekanntlich nie eintritt —, ist ein großer Chor einem kleinen vorzuziehen. Bei diesem wird man einzelne Sänger hören, bei jenem läßt sich ein Gesamtklang, der einheilliche Chorklang, erzielen. Diese Verhältnisse gehen analog denen des Orchesters.

Im Zusammenhang mit dem Chorklang steht auch die Frage der Atemtechnik. Auch darin läßt sich mit einem großen Chor besseres erzielen als mit einem kleinen. Denn das Wesen des Chorates besteht darin, daß die Ungleichmäßigkeiten und die Unfertigkeiten der einzelnen Sänger untereinander ausgeglichen werden, daß man nicht den von der Güte der Lunge usw. abhängigen Atem des ein zelnen, sondern die Chormasse als solche atmen hört. Wie z. B. bei wichtigen Einschnitten der Komposition und des Textes. Zur Erzielung einer guten Phrasierung ist ein solcher Choratem unerlässlich. Auch ausgehaltene Töne müssen beliebig lang, ohne zu stoßen und zu wackeln, in jeder Stärke gehalten werden können. Gleichmäßiges Anschwellen, noch mehr gleichmäßiges Abschwellen sind die schwersten Aufgaben für einen Chor. Wie oft hört man schwierige Chöre — sogenannte Kunstlieder — höchst unvollkommen wiedergegeben! Und weder den Dirigenten, noch den Fleiß der Sänger trifft eine Schuld. Lediglich die zu geringe Zahl der Ausführbaren hat eine erspriechliche Leistung verhindert. Der überragende Teil des modernen Chorkunstliedes ist nur von großen Chören zu bewältigen. Und die Arbeiterchöre hätten in dieser Beziehung besonderen Grund zum Vorwärtstreben. Denn es zeigt sich, daß die guten modernen Chorklieder sozialen Inhalts — es sind freilich erst ganz wenig vorhanden —, nicht im alten Nieder-tafelstil gehalten sind, sondern die Errungenschaften moderner Konjekturkunst berücksichtigen. Wollen also die Arbeitergesang-vereine sich für die Aufgaben der Zukunft beizeiten rüsten, so ist unbedingt nötig, daß dort, wo die Möglichkeit sich bietet, die kleinen Vereine inelinander aufgehen. Die zuzehörende Arbeit-schenschaft hat ein Recht darauf, daß ihr soziale und Freiheitslieder so gut wie nur möglich dargeboten werden. Denn auch für leichte Freiheitslieder ist es von Nutzen, wenn sie von einer großen Sängerschicht ausgeführt werden. Freiheitslieder müssen mächtig klingen, wenn sie die volle Wirkung auslösen sollen und sind deshalb auch durchgängig für Massenchöre berechnete.

Ferner denke man an die vielen Lieder für Männerchor und Orchester, ein Gebiet, das den kleinen Chören fast ganz verschlossen ist! Und auch die Ausführung von größeren Chor-werken mit Solisten ist nur einem großen Verein möglich. Aus finanziellen und künstlerischen Gründen. Es ist bekannt, daß die Stellen, an denen die Masse des Volkes ihre musikalische Erbauung sich holt, im wesentlichen die Militärmusik und die Liederabende der Männergesangvereine sind. Auf die künst-lerische Ausgestaltung der Militärmusik haben wir keinen Einfluß, aber die Konzertabende der Männerchöre sind zu be-einflussen. Die Wünsche von Freunden einer guten Volkskunst gehen dahin, daß die Konzerte der Männerchöre aus dem sogen. Liedertafelniveau sich heben und zu wirklichen Kunstereignissen des Volkes werden mögen. Den Männerchören ist die Erzieh-ung des Volkes in musikalischer Hinsicht anvertraut. Dieser Pflicht sind sich erst wenig Vereine bewußt. Den meisten geht das Vereinsinteresse noch über das allgemeine. Gute künstlerische Aufführungen können — es sei nochmals betont — nur große Vereine zustande bringen. Auch die größte Begeisterung eines Dirigenten muß scheitern, wenn die Mittel zur Ausführung unzulänglich sind.

Und damit kommen wir zur Dirigentenfrage, die gleichfalls in unsere Betrachtungen hineingehört. Sie ist für viele Ar-beitergesangvereine geradezu brennend geworden, da ihnen bei weitem nicht die große Auswahl unter den vorhandenen Kräf-ten zur Verfügung steht wie in den bürgerlichen Vereinen. Auch zur Lösung dieser Frage kann die Verschmelzung kleinerer Ge-sangvereine in einen großen helfen. Denn ein guter Dirigent verlangt gute Bezahlung und kann sie auch beanspruchen. Kleine Vereine können ihrem Dirigenten oft nicht mehr als 2,50 M. für die Probe zahlen. (Der Musiker, der abends zum Tanz aufspielt, erhält mehr.) Und selbst diese 10 M. monatlich auf-zubringen, fällt einem Verein von 20 bis 25 Mitgliedern schwer. Die Folge davon ist, daß jeder Dirigent danach streben muß, sich aufzubessern, d. h. den schlechtzahlenden Verein gunstigen von

bestehenden aufzugeben. Ferner aber sind selbst besse-rierte Vereinsdirigenten gezwungen, Abend für Abend einen Chor zu leiten. Zeit, seine eigene Ausbildung durch Besuch von anderen Konzerten, Opernvorstellungen usw. zu fördern und auf dem laufenden zu erhalten, hat ein solcher Dirigent nicht. Klei-nere Talente laufen dabei Gefahr, im Fache zu versumpfen. Darunter leidet die eigene Arbeit und im weiteren auch der Verein. Besser kann das werden, wenn die Dirigenten aus ökonomischen Gründen nicht mehr gezwungen sind, Abend für Abend je einen kleinen Verein zu leiten. Die Berufsredigkeit der Dirigenten wird gehoben, wenn sie sehen, daß ihre Arbeit auch finanziell sich lohnt, und wenn sie aus dem Berufstump-finn herauskommen, der ihnen auferlegt, Abend für Abend mit immer einem anderen Verein womöglich die gleichen Lieder durchzuführen zu müssen. Auch ergibt sich für die Vereine die Möglichkeit, daß bei genügender Bezahlung sich mehr gute Kräfte als sonst zu Dirigenten melden werden. Auch der Umstand, daß ihm eine große Sängerschicht zur Verfügung steht und daß er die Möglichkeit hat, größere Aufführungen zu machen, veranlaßt manchen guten, strebsamen Musiker, seine Kräfte den Vereinen zur Verfügung zu stellen.

Was sonst noch alles mit einem großen Verein sich leicht schaffen läßt, ist zum Teil noch Zukunftsmusik, soll aber noch kurz gestreift werden. So können mit geringen Kosten ein paar Bücher musikalischen Inhalts, eine Musikzeitung usw. zum Ver-leihen an die Mitglieder angeschafft werden, Dinge, die für den einzelnen musikalischen Arbeiter zum Anschaffen meist zu teuer sind. Die Ausleihbibliothek von Volksbibliotheken zeigen, wie groß das Bedürfnis ist. Auch das Arrangieren von einem Kam-mermusikabend oder einem Sololiederabend stände nicht außer dem Bereich der Möglichkeit. Ich meine hierbei keine Konzerte, sondern mehr einen beglücklichen musikalischen Abend für die Vereinsmitglieder und deren Angehörige, der vielleicht einmal im Winter stattfinden könnte, usw.

Wie sollen sich nun Vereine verschmelzen? Hierüber ist von Fall zu Fall zu entscheiden. Ganz kleine Vereine schließen sich, wie schon gesagt, am besten einem größeren an. Gleich große werden einen neuen Verein gründen. Die Aufrechnung des Inventars macht keine Schwierigkeiten. Die Hauptsache ist guter Wille auf allen Seiten, bessernd eingreifen zu wollen. Das Sonderinteresse muß zurücktreten. Immer soll man sich vor Augen halten, daß auch auf dem Gebiete des Gesangsvereins-wesens der Zusammenschluß die Macht ist, daß der einzelne kleine Verein nichts bedeutet, der große aber sehr viel zu sagen haben kann.

Sonnenbäder.

Im Hochsommer ist das Luftbad in der Frühe am er-freischendsten. Bei kühlem Wetter mag man die Mittagstunden ausnutzen. Es ist nicht unbedingt nötig, daß die Sonne scheint, wenn man ein Lichtluftbad nimmt. Auch das zerstreute Tages-licht wirkt belebend. Am wirksamsten freilich ist das Lichtluft-bad bei Sonnenschein. Das Lichtluftbad soll nicht der Schweiß-erzeugung dienen, wie das eigentliche Sonnenbad. Bei mildem Wetter soll man mit dem Luftbad beginnen und die ersten acht bis vierzehn Tage nur zehn bis fünfzehn Minuten ausgekleidet bleiben. Viele machen den Fehler, sich gleich stundenlang in die pralle Sonne zu legen. Dabei verbrennen sie sich natürlicher-weise die Haut. Zwar vergeht die Rötung bald wieder, wenn man lauwarme Waschungen macht oder in Essigwasser getauchte Umschläge auflegt; aber die Sache wird einem durch solche Un-vorsichtigkeiten verleidet. Bei empfindlichen Personen kann das Lichtluftbad anfänglich sogar Fieber, Aufregungszustände, Haut-ausschläge usw. hervorrufen. Man soll es dann entsprechend abfürzen, die heißesten Tagesstunden und zunächst die pralle Sonne vermeiden. Selbst bei warmem Wetter dürfen Anfänger nicht stundenlang ausgekleidet bleiben. Das kann auch bei genügender Bewegung starke Erkältungen geben.

Zum Lichtluftbad gehört ausgiebige Bewegung. Also sofort nach dem Auskleiden laufen, spielen, turnen. Auch bei warmem Wetter ist es weit vorteilhafter, sich tüchtig zu bewegen, als in der Sonne zu liegen und sich bräunen zu lassen. Das kommt allmählich ganz von selbst. Licht, Luft und Bewegung zusam-men verbürgen erst die gute Wirkung des Luftbades. Natür-licherweise soll man sich nicht abheben, sondern ab und zu auch einige Zeit ruhen. Nach dem Auskleiden soll man so lange ruhig

gehen, bis man gut warm ist. Nur wenn auf die Abkühlung die Wiedererwärmung (Reaktion) rasch und vollkommen erfolgt, bekommt das Luftbad gut. Wenn sich jemand nicht ausreichend Bewegung zu machen imstande ist, so sollte er auch an warmen Tagen nur solange bleiben, als er bei ruhigem Sitzen oder Lie-gen kein Fröstlein oder sonstiges Unbehagen verspürt. Bei trü-be, windigem und kühlem Wetter braucht man das Luftbad gut auszuführen. Es ist dann besonders erfrischend und stär-kend. Erkältung ist nur zu befürchten, wenn man sich lebhaft bewegt und hinterher warm läuft.

Die Sonnenstrahlen durchdringen auch die Knochen bis zu einem gewissen Grade. Deshalb kann starkes Besonnen des Kopfes Kopfschmerz, Schwindel, Erbrechen und Ohnmachten hervor-rufen; ja mancher hat sich dadurch schon eine lebensgefährliche Hirnhautentzündung zugezogen. Vom Mai bis August ist es empfehlenswert, bei hochstehender Sonne, also etwa zwischen 10 und 4 Uhr, Kopf und Nacken durch einen breitrandigen braunen Hut oder ein umgelegtes Tuch zu schützen. Weiße Mützen und Strohhüte genügen nicht. Bei Sonnenglut tut man gut, wenig-stens ab und zu den Schatten aufzusuchen. Herböfe sollen im Hochsommer die heißesten Tagesstunden vermeiden.

Aus allen Gebieten.

Medizinisches.

Schmutzige Manschetten. Ob Manschetten überhaupt nötig und vom Standpunkte der Hygiene aus wünschenswert sind, darüber läßt sich streiten. Weil sie aber einmal der Mode an-gehören, so muß man sich mit ihnen beschäftigen, und das tut auch der „Lancet“ in Bezug auf ihre Reinlichkeit. Es wird sehr energisch dafür eingetreten, daß sie stets sauber gehalten werden sollten, denn sie stoßen sehr leicht auf und kommen infolge dessen mit dem Adentisch, Schweißpult, Ektisch und verschiedenen Gegenständen in Berührung, werden dadurch schmutzig und neh-men mit dem Schmutz eine Menge von Mikroorganismen auf. Aus diesem Grunde wird im „Lancet“ das Tragen von weißer Wäsche warm empfohlen, weil bei ihr, und so auch bei den Manschetten, sehr leicht zu sehen ist, wenn sie unfauber wird. An der s a r b i g e n Wäsche, wie sie jetzt in Mode gekommen ist, wird ausgeführt, daß man dadurch leicht in Verführung kommen kann, sie länger zu tragen, als es in Bezug auf die Reinlichkeit wünschenswert wäre. Aus einem gleichen Grunde sollte man auch den farbigen Taschentüchern mit Mißtrauen begegnen, wenn sie nur dazu dienen, ein häufiges Waschen zu verhüten.

Gesundheitspflege.

Ein chinesischer Rufelund. Mutingfang, der chinesische Mi-nister in Washington, der schon viel von sich reden gemacht hat durch die Art und Weise, wie er die „roten Teufel“ zum besten hält, hat erklärt, er sei überzeugt, daß er bei seiner Lebensweise 200 Jahre alt werde. Einem Korrespondenten, der ihn ersuchte, er möge ihm doch freundlichst Einzelheiten mitteilen, erwiderte er wie folgt: 1. Frühstück habe ich aufgegeben und nehme nur zwei Mahlzeiten täglich. 2. Ich esse kein Fleisch. Meine Mahl-zeit besteht aus Reis, oder wenn ich zu einem Diner gehe, aus Weizenbrot, frischem Gemüse, Nüssen und Früchten. 3. Ich trinke keinen Kaffee, keinen Kakao, keinen Tee, keine Liköre und vermeide alle Gewürze, sowie auch alle fettigen Speisen. 4. Auch Salz habe ich aufgegeben, weil es, wie bekannt, die Knochen steif macht. 5. Ich kaue jeden Mund voll, ehe ich die Nahrungspeise verschludet. 6. Ich trinke nie während der Mahlzeiten, sondern nur zwischen den stattfindenden Mahlzeiten, oder eine Stunde nachher. 7. Ich übe tiefes Atmen. 8. Ich mache mir mäßige körperliche Bewegung.

Schule und Alkohol.

Im Parlament der kleinen bremischen Stadtrepublik stellte Cenoffe Klawitter bei Gelegenheit der diesjährigen Budgetbera-tung folgenden Antrag:

„Die Bürgerchaft hält es für erforderlich, daß den Semi-naristen in Hinsicht auf ihren künftigen Beruf neben dem sonstigen Wissensstoff eine eingehende Aufklärung über die Schäden des Alkohols zuteil wird. Sie ersucht daher den Senat, die Unterrichtskommission mit einem Bericht darüber zu beauftragen, wie sich diese Aufklärung am zweckdienlichsten ermöglichen läßt.“

Der Antrag wurde eingebracht im Auftrage der sozialdemo-kratrischen Fraktion der Bürgerchaft, und er wird im Laufe des Jahres zur Verhandlung kommen.